

Gail Giles • Das wirst du nie mehr los



Foto: © privat



DIE AUTORIN

Gail Giles ist in Texas geboren und hat lange an einer Highschool unterrichtet, bevor sie zu schreiben begann. Ihr erster Roman, »Ich mach dich fertig«, kam 2003 auf Anhieb in die Best Book Selection for Young Adults der American Library Association und erhielt zahlreiche Preise. Seitdem wurde Gail Giles mehrfach für ihre

Jugendromane ausgezeichnet. Nach Stationen in Chicago und Alaska lebt sie mit ihrem Mann, zwei Katzen und drei Hunden wieder in Texas.

Weitere lieferbare Titel von Gail Giles bei cbj/cbt:
Ich mach dich fertig (30525)

Gail Giles

Das wirst du nie mehr los

Aus dem Amerikanischen
von Ann Lecker-Chewiwi



cbl ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2010
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2010 für die deutschsprachige Ausgabe
cbj/cbl-Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Copyright Text © 2007 by Gail Giles
Published by arrangement with Scott Treimel,
New York

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Right Behind You« bei Little, Brown & Company,
New York

Aus dem Amerikanischen von Ann Lecker-Chewiwi
Umschlagbild: iStockphoto/Steve Debenport
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,
Bielefeld

KK · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30665-9

Printed in Germany

www.cbl-jugendbuch.de

Immer und immer und immer für Jim Giles
und Josh Jakubik, meine Helden.

G. G.

Er stand tropfnass vor mir. Der Regen rann ihm übers Gesicht und in die Augen und den Mund, aber er machte keine Anstalten, ihn wegzuwischen.

Er umklammerte etwas, das in ein olivgrünes Regencape gewickelt war.

»Es gibt drei Dinge, die du über mich wissen musst«, sagte er.

»Erstens: Du kennst meinen echten Namen nicht.

Zweitens: Ich habe einmal jemanden ermordet.

Drittens ... na ja, vielleicht erfährst du es hier drin.«

Er hielt mir das Regencape hin. »Bitte lies es. Alles. Versprich es mir.«

Echter Name?

Ermordet?

»Sam, versprichst du mir, es zu lesen?«

Ich nickte. Automatisch.

Und weg war er. Die Treppe hinunter und in die Dunkelheit und den Regen hinaus.

Teil 1
Alaska

Kapitel 1

Was ich weiß

Am Nachmittag seines siebten Geburtstags steckte ich Bobby Clarke in Brand.

Ich war neun Jahre alt.

Es ging um Bobbys Geburtstagsgeschenk.

Einen Baseballhandschuh.

Kapitel 2

Woran ich mich zu erinnern glaube

Viele Leute sind überrascht, wenn sie erfahren, dass im Innern Alaskas an Sommertagen Temperaturen bis zu 38 °C herrschen können. Und Juli ist Waldbrandsaison. Aber es war ein windstillere Tag, und Dad wollte in der Nähe unseres Blockhauses das Dickicht mit einem kontrollierten Brand beseitigen. Er hatte es außer Kontrolle geraten lassen, während Mom krank war.

Viele Dinge waren außer Kontrolle geraten, während Mom krank war.

Ich.

Dad.

Tante Jemma.

Die nächste richtige Stadt oder auch nur eine Straße, die mehr war als ein holpriger Feldweg, lag kilometerweit entfernt.

Dad ließ das Benzin aus dem Rasenmäher in einen kleinen Eimer ablaufen.

»Warum kaufen wir nicht einfach einen Kanister Benzin?«

»Hör auf zu maulen, Kip. Es weht gerade kein Wind. Bis

zur nächsten Tankstelle brauchen wir eine gute Stunde. Wenn der Wind auffrischt, während wir in die Stadt unterwegs sind, können wir das mit dem kontrollierten Brand vergessen. Wir kommen auch so klar.« Dad reichte mir den Eimer.

»Hier, nimm das und gieß alles in den Kübel draußen. Pass auf, dass nichts auf deine Kleider kommt. Beeil dich. Ich muss noch das Benzin aus dem Motorschlitten und dem Generator ablassen.«

Wie blöd musste man eigentlich sein, um an einem heißen Tag auch noch ein Feuer anzufachen? Ich hatte es satt, mich ständig krumm und buckelig zu schuften. Und ich hatte keine Lust mehr, auf die alaskische Art »klarzukommen«. Arm zu sein. Von Dad herumkommandiert zu werden. Ich trat so fest gegen den Rasenmäher, dass ich mir die Zehen prellte.

Dad lachte. »Du bist sauer auf mich und lässt es an diesem Reifen aus, ich spüre nichts, dem Reifen ist es egal, und du bist der Einzige, dem es wehtut. Hältst du das für schlau, Kip?«

Als ich den letzten Eimer Benzin in den Kübel goss, kam Dad aus dem Schuppen.

»Ich möchte mich nicht den ganzen Tag mit dir herumstreiten, Kip. Reiß dich zusammen.«

»Ich hab Kopfschmerzen.«

»Du hast immer Kopfschmerzen, wenn es Arbeit gibt.«

Dad verfiel wieder in diesen Tonfall, der keinen Widerspruch duldete. »Um in der Wildnis zu überleben, muss man abgehärtet sein. Dieser Ort wird nicht umsonst das Ende der besiedelten Welt genannt ...«

Ich schaltete auf Durchzug. Ich hatte denselben Vortrag über die Vorzüge harter Arbeit schon tausendmal gehört und war kurz davor, das Benzin auf das Haus zu schleudern, damit wir nicht länger in der Wildnis leben mussten.

Er beendete seine Predigt, als wir ein Auto hörten und Staub auf unserer sogenannten Straße aufwirbeln sahen.

»Das ist bestimmt Tante Jemma«, sagte ich.

Dad spannte das Gesicht so fest an, dass sich sein Unterkiefer nach vorne schob. »Und sie ist bestimmt hier, um sich mal wieder aufzuspielen«, meinte Dad. »Die Frau kann mich einfach nicht in Ruhe lassen.«

Tante Jemmas Mietwagen blieb ruckartig vor unserem Blockhaus stehen. Sie stieg aus, schlug die Fahrertür zu, ging dann nach hinten, öffnete den Kofferraum und holte Kisten heraus.

»Was zum Teufel soll das jetzt wieder werden?«, murmelte Dad vor sich hin, und es klang, als würde er Tante Jemma samt Auto am liebsten im hohen Bogen die Straße hinunterbefördern.

»Bleib hier draußen und räum den Schuppen für mich auf, Kip.« Er knallte sein Feuerzeug auf die Motorhaube unseres Trucks und marschierte auf Tante Jemma zu. Sie fingen an zu streiten, noch bevor sie die Veranda erreicht hatten. Und wieder ging es um mich.

Meine Mutter war im April gestorben, und Tante Jemma hatte Dad seitdem in den Ohren gelegen, mir zu erlauben, mit ihr in die »Zivilisation« zurückzukehren.

Auch wenn ich von der alaskischen Lebensweise die Nase voll hatte, war ich mir nicht sicher, dass ich auch von Alaska

genug hatte. Und in Tante Jemmas Zivilisation gab es auch nur Regeln, Regeln und Regeln. Ein Umzug würde bedeuten, dass ich den Ort verlassen musste, der mich an Mom erinnerte. Es würde bedeuten, dass ich Dad verlassen musste, was ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte, auch wenn er mich manchmal auf die Palme brachte.

Von Tante Jemmas und Dads Streiterei bekam ich Kopfschmerzen. Es erinnerte mich an ... die anderen Streitereien. Die zwischen Mom und Dad. Ich dachte immer, dass auch daran ich schuld war.

Ich konnte ihre Stimmen hören. Wie Hagel, der auf das Blechdach unseres Hauses prasselte. Lauter, schneller, heftiger.

»Sturer ...«

»Mein Sohn ...«

»Ein Anwalt ...«

»Nur über meine Leiche ...«

»Sie ist gestorben, weil sie hier nur unzureichend medizinisch versorgt wurde ...«

Die Leere in mir füllte sich mit unbändiger Wut. Ich schlug im Schuppen mit einer Schneeschaufel gegen die Wand, um das Geschrei aus dem Haus zu übertönen, aber zwischen den Schlägen von Metall auf Holz konnte ich immer noch vereinzelte Wörter ausmachen.

Und dann trottete Bobby Clarke an die Tür des Schuppens.

»Kip, bist du da? Komm raus. Ich will dir was zeigen.«

»Ich kann jetzt nicht. Mein Dad will, dass ich den Schuppen aufräume. Geh nach Hause.«

»Komm raus und schau dir mein Geburtstagsgeschenk an. So einen tollen Baseballhandschuh hat noch keiner bekommen.«

Ich trat aus dem Schuppen, um die kleine Rotznase zu vertreiben. Bobby wedelte mir mit dem Handschuh vorm Gesicht herum. »Mein Dad hat mir ein Fahrrad geschenkt, aber ich kann noch nicht ohne Stützräder fahren. Der hier ist von meiner Mom. Sie hat gesagt, damit werde ich der beste Spieler in der Kinder-Baseball-Mannschaft.«

Der Handschuh war der Hammer. Das Leder hatte die Farbe von frisch gefallenem Herbstlaub. Und der Handschuh war an Bobby Clarkes Hand.

»Aus dir wird nie ein guter Baseball-Spieler«, gab ich zurück. »Auch wenn der Handschuh doppelt so groß wäre, könntest du keinen Ball fangen.«

»Du ärgerst dich nur, weil du zu arm bist, um dir einen Handschuh zu kaufen.« Er wedelte noch einmal mit dem Handschuh herum und setzte noch einen oben drauf: »Du hast nicht mal 'ne Mom, die dir einen schenken könnte.« Er hielt ihn mir vor die Nase und zog ihn schnell wieder weg.

Ich starrte wütend auf das Geburtstagsgeschenk seiner Mutter.

Ich bekam rasende Kopfschmerzen, als die Stimmen im Haus lauter wurden.

Bobby hielt mir noch einmal den Handschuh unter die Nase.

Ich wollte ihn kaputt machen. Den Handschuh. Den Geburtstagshandschuh. Ich packte den Kübel und übergoss ihn mit Benzin. Es spritzte Bobby auf die Arme und auf sein

Hemd und tropfte von seiner Hose. Ein paar Tropfen trafen ihn auch im Gesicht.

Ich glaube nicht, dass er wusste, was ich da über ihn goss. Er warf mir stammelnd ein Schimpfwort an den Kopf und zog die Hand aus dem Handschuh. Drückte ihn sich an die Brust.

In der Zwischenzeit hatte ich das Feuerzeug von der Motorhaube genommen.

Es aufgeschnippt.

Das Zündrad gedreht.

Und sobald ich die Flamme blau aufflackern sah ...

... schleuderte ich sie auf den Geburtstagsbaseballhandschuh.

Schleuderte sie auf Bobby Clarke.

Kapitel 3

Was man mir erzählt hat

Ich kann mich an nichts erinnern, was danach passiert ist. Ich weiß, was mein Vater mir erzählt hat. Ich weiß, was die Ärzte mir erzählt haben. Ich habe die Zeitungsberichte gelesen.

Aber in meinem Leben klafft an dieser Stelle ein Loch aus mehreren Wochen. Und das Loch beginnt in dem Augenblick, als Bobby Feuer fing. Mein Vater sagt, dass er die Schreie gehört hat. Meine und Bobbys. Sein Streit mit Tante Jemma endete abrupt, als er aus dem Fenster blickte und ein sich krümmendes und in Flammen stehendes Kind sah, während ein anderes Kind heulend und wie zur Salzsäule erstarrt daneben stand. Er sagt, er schäme sich noch heute dafür, wie erleichtert er darüber war, dass ich das zur Salzsäule erstarrte und heulende Kind war.

Er warf Bobby zu Boden. Riss sich das Hemd vom Leib, legte es über Bobby und verbrannte sich dabei die Arme. Meine Tante war bereits dabei, die Polizei zu rufen.

Die nächste Stadt kilometerweit entfernt.

Ein holpriger Feldweg.

Es dauerte sehr lange, bis der Krankenwagen unser Block-

haus erreichte. Es dauerte lange, bis der Krankenwagen einen Ort erreichte, an dem der Rettungshubschrauber landen konnte. Der Flug nach Anchorage dauerte lange.

Bobby starb nach drei Tagen.

Als es schließlich jemandem in den Sinn kam, nach mir zu suchen, lag ich zusammengekauert unter unserem Truck. Dad zog mich darunter hervor. Er sagt, dass mein Gesicht tränenüberströmt war, ich aber nicht mehr weinte. Meine Augen waren offen, aber ausdruckslos.

Vier Monate lang sagte ich kein Wort.

Aufgrund meines Alters und meiner psychischen Verfassung war eine Einweisung in eine psychiatrische Klinik die einzig vernünftige Lösung.

Ich wusste wochenlang sowieso nicht, wo ich war.

Dad zog nach Anchorage, wo ich im Krankenhaus lag. Irgendwo in seinen Unterlagen befinden sich stapelweise Gerichtspapiere, die mit meinem Fall zu tun haben. Er hat mir nicht viel über die Therapie erzählt, die mich aus meinem Zustand geistiger und physischer Lähmung herausholte. Es dauerte fünf Wochen, bis ich darauf ansprach. Fünf.

Dad kam in mein Zimmer, und ich blinzelte endlich und sah zu ihm auf.

»Hey, Kipper, bist du wieder bei uns?«

Dad sagt, ich hätte die Augen geschlossen, und Tränen wären mir übers Gesicht gelaufen. Er wusste nicht, ob er mich umarmen oder den Arzt rufen sollte. Er entschied sich für die Umarmung.

Darauf folgte eine Therapie nach der anderen. Spielthera-

pie. Puppentherapie. Kunsttherapie. Ich tat, was auch immer man von mir verlangte. Ich schluckte Pillen; ich zeichnete Bilder; ich sah mir Bücher an; ich hörte zu, sagte aber kein Wort.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

Man behielt mich aus rechtlichen Gründen in der Klinik. Bevor man mich entlassen konnte, mussten die Ärzte bestätigen, dass sie verstanden, was ich getan hatte. Dass ich es verstand. Ein Richter musste verkünden, dass ich keine Gefahr mehr für mich oder andere darstellte. Und solange ich schwieg, würde das nicht passieren.

Ich wurde zehn.

Zehn.

Ich hätte bei den Pfadfindern sein sollen.

Ich wog 31 Kilo.

Ich hatte einen lockeren Backenzahn.

Ich hatte ein anderes Kind ermordet.

Kapitel 4

Wenn Handschuhe explodieren

Meine ersten Worte waren »Karl der Kojote«.

Es war mitten in einer meiner Sitzungen, in denen ich den Runzler anschwieg. Der Psychotherapeut hatte dunkles, schlaff herunterhängendes Haar und eine faltige Stirn und blinzelte die ganze Zeit hinter seiner randlosen Brille. Er hatte die Ärmel hochgekremgelt, legte seine Tennisschuhe auf den Schreibtisch und las Segelzeitschriften, während ich schweigend dasaß – vermutlich um mir zu zeigen, dass er alle Zeit der Welt hatte.

An diesem Tag hatte ich alle Süßigkeiten aus der Plastikschüssel genommen und sie nach Farben geordnet.

»Ich werde bezahlt, ob du mit mir redest oder nicht«, erklärte er.

Ich legte ein rotes Bonbon zu den anderen rot verpackten Süßigkeiten.

»Nur damit du's weißt.«

Der Runzler griff in die unterste Schublade seines Schreibtischs, holte einen Ball heraus und warf ihn durch einen Reifen, der an der Tür seines Wandschranks befestigt war. Er sah

wie ein Basketball aus, war aber viel kleiner, etwa so groß wie diese kleinen schwarzen Bomben in den Zeichentrickfilmen ...

»Karl der Kojote.«

Der Klang meiner Stimme überraschte mich. Rostig. Wie wenn wir im Frühjahr in unserem Blockhaus zum ersten Mal die Fenster öffneten.

Falls der Runzler darüber erstaunt war, meine Stimme nach monatelangem Schweigen zu hören, ließ er es sich nicht anmerken. Er warf den Ball noch einmal. Daneben. »Die Zeichentrickfigur?«

»Ja.«

Der Runzler räumte den Ball weg, nicht aber die Füße. »Der Kojote ist cool. Aber er baut eine Menge Mist.«

Ich legte ein grünes Bonbon zu den gelben. Blickte zum Runzler auf. Wartete, dass er den Wink bemerkte. An dem Bild stimmte etwas nicht.

Er sah mich an und wartete. Ich nahm die Süßigkeiten und warf sie zurück in die Schüssel. Ich wollte sie dem Runzler an den Kopf schleudern, weil er so begriffsstutzig war. Stattdessen schob ich die Hände unter die Schenkel.

Bei der nächsten Sitzung sortierte ich wieder Süßigkeiten, während der Runzler mit einem Bleistift auf seinem Notizblock herumtrommelte.

»Das mit dem Kojoten ... der Zeichentrickfigur. Das habe ich missverstanden, oder?«

»Karl der Kojote«, sagte ich.

»Ja. Du hast ihn nicht deshalb erwähnt, weil er viel Mist baut. Du hast aus einem anderen Grund an ihn gedacht.«

Ich hörte kurz damit auf, die Süßigkeiten zu ordnen, und blickte zu ihm auf. »Es geht nicht darum, dass er viel Mist baut.« Ich sortierte ein paar weitere Bonbons. »Ich weiß nicht, worum's geht. Nicht wirklich.«

»Dann gib dein Bestes, Kip. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten.«

Ich saß da und spielte die Zeichentrickfilme in meinem Kopf ab. Da war der Road-Runner, dessen Beine sich in einer Art verschwommenem Rad drehen. Und der Kojote, der von der Klippe saust und mit den Füßen in der Luft strampelt, bevor er in die Tiefe stürzt. Dann sah ich es wieder. Das Bild, das ich brauchte. »Es geht um die Bombe.«

Der Runzler hielt mitten im Trommeln inne. »Meinst du die runde Bombe mit der Zündschnur, die er festhält?«

Etwas Heißes schnürte mir die Kehle zu, aber ich zwängte die Worte hindurch. »Hm-hm, die Zündschnur brennt ab, und der Handschuh explodiert, und dann sieht man, wie Rauschschwaden vom Kojoten aufsteigen, sein Fell ist ganz verbrannt, und seine Augen sind riesig. Und alle lachen, weil er dem Road-Runner gleich wieder hinterherjagen und sein Fell nicht mehr verbrannt sein wird.«

»Der Handschuh explodiert?«

»Was?« Wer von uns beiden hatte jetzt den Dachschaten?

»Handschuh. Du hast gesagt: ›Der Handschuh explodiert.«

»Ich habe *Bombe* gesagt.«

Der Runzler machte es sich auf seinem Bürostuhl bequem und klopfte sich mit dem Bleistift gegen das Kinn. »Ich hatte erwartet, dass du ›Bombe‹ sagst. Deswegen hat mich das mit dem Handschuh so überrascht.«



Gail Giles

Das wirst du nie mehr los

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30665-9

cbt

Erscheinungstermin: November 2010

Sein Leben ist eine Lüge. Doch dann trifft er seine große Liebe ...

Der 16-jährige Wade führt das »perfekte« Leben, hat viele Freunde und ist mit dem heißesten Mädchen der Schule zusammen. Was keiner weiß: Er lebt unter falschem Namen – und hat einen Menschen auf dem Gewissen! Als die Bombe platzt, beginnt eine gnadenlose Hetzjagd, und Wade und seiner Familie bleibt nur die Flucht nach Texas. Dort versucht er, von vorn anzufangen. Doch als er sich in die verschlossene Sam verliebt, will er nicht länger mit einer Lüge leben – und trifft eine folgenschwere Entscheidung ...